

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte London eine signifikante Einwanderung von schwarzen Briten aus der Karibik. Eine politische Folge war die Verschärfung von Zuwanderungsregeln, zunächst durch eine konservative, dann durch eine Labour-Regierung. Medial war sie der Anlass einer breiten Debatte über mögliche gesellschaftliche und kulturelle Folgen. In den 1950er und 1960er Jahren wurden Züge mit Migrantinnen und Migranten an Londoner Bahnhöfen daher oft von Pressefotografen in Empfang genommen. Die Ankommenden sahen zwischen oder hinter den auf sie gerichteten Kameras aber noch eine weitere Gruppe von Wartenden: Zivilgesellschaftliche Akteure, die die Neuankömmlinge bei der „Integration“ unterstützen wollten. Diese Akteure sind das Thema von Rob Waters' Buch.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen wohlhabendere Menschen zunehmend aus London ins Umland. Die Tatsache, dass frei werdende Häuser, Wohnungen oder Straßenzüge in der Folge auch, überwiegend oder ganz von Nichtweißen bewohnt wurden, sorgte für Spannungen unterschiedlicher Art. Zuwandernde sahen sich mit Ausgrenzung konfrontiert – der Zusatz „N[o]. C[oloureds].“ war in zahlreichen Inseraten für Wohnungen, Zimmer oder Arbeitsplätze enthalten. Ähnliche Einschränkungen galten für den Zugang zu Pubs. „Weiße“ und „nichtweiße“ Clubs, in denen getrunken und getanzt werden konnte, wurden durch Polizei und Behörden sehr ungleich behandelt. Feiern in privaten Wohnungen standen unter strenger Beobachtung durch Nachbarn, die sie mit Wertverlust von Immobilien und Gesetzesverstößen assoziierten. Höhepunkt der Feindseligkeiten waren die Ausschreitungen des Jahres 1958, die in London ihren Schwerpunkt im Stadtteil Notting Hill hatten.

Dennoch veränderte sich die Stadt sichtbar, und diese Veränderung wurde auch als positiv wahrgenommen: Einige bisher eher im Abstieg befindliche Straßenmärkte wurden durch den Handel mit Produkten aus der Karibik neu belebt. In einigen Stadtteilen wurden Pubs von Betreibern aus der Karibik geführt und zu einem Schwerpunkt migrantischer, aber auch einheimischer Soziabilität. Manch karibischer Club zog ein breiteres Publikum an. Einige lokale Parteiverbände bemühten sich darum, schwarze Wählerinnen und Wähler zu mobilisieren, und sorgten für

erste Wahlen zugewanderter Westinder in lokale politische Gremien. In London etablierte sich eine lebendige westindische Literaturszene, die nicht zuletzt von universitär Gebildeten der „generation of 1938“ getragen wurde; ihre Romane und Essays sind zugleich eine wichtige Quelle für Waters' Buch.

Waters fragt auf der Grundlage von Zeitungen, Archivmaterial, Erinnerungen und Pamphleten nach den Strategien, die verschiedene Gruppen verfolgten, um „integration“ oder „friendship“ herbeizuführen. Es geht ihm dabei um die Zeit vom Beginn der Zuwanderung bis zur Verabschiedung des „Race Relations Act“ 1965, als die behördliche Integrationspolitik dominant wurde.

Er findet Beispiele von demonstrativen Gesten. So besuchten 1958 Paare von schwarzen und weißen Prominenten, Arbeitskollegen und Bekannten gemeinsam eine Vorführung des Films „The Defiant Ones“, der die Rassendiskriminierung in den USA thematisierte. Einzelne Stadtbezirke richteten Vereine zur Förderung von Zusammenhalt und zur Schlichtung von Alltagskonflikten ein – hierbei war Willesden, wo sich der Bürgermeister intensiv engagierte, besonders erfolgreich. Es gab eine Reihe von Vereinigungen, die das Ziel hatten, das gemeinsame private Essen oder Teetrinken von Zugewanderten und Einheimischen zu fördern, bisweilen nur für Studierende, bisweilen breiter angelegt. Ein Notting Hill Housing Trust vermietete günstige Wohnungen bewusst an Personen mit unterschiedlichen Migrationshintergründen und an Einheimische, um anschließend den Erfolg der Integration zu feiern. Die kurzlebige Zeitschrift „Bronze“ machte sich allgemein über die „colour bar“ lustig, indem sie etwa die Frage aufwarf, ab welcher Hauttönung von einem Mittelmeerurlaub zurückgekehrte Briten ihre „N.C.“-Wohnungen räumen müssten. Der Profumo-Skandal war zwar im Kern politisch, einige seiner Protagonisten waren aber für Mietwucher in Notting Hill verantwortlich, der auf diesem Umweg zu einem Thema der Kritik am subalternen Status karibischer Migrantinnen und Migranten werden konnte.

Die Selbst- und Fremdbilder der Akteure waren dabei kompliziert. Das lag zum einen daran, wie Fragen von „race“ und „class“ interagierten. So galt der Ausschluss von Nichtweißen in Pubs in der Regel nur für den gehobeneren „saloon“-Bereich, für den auch eine Klassenschranke galt. Die nach ihrem an edwardianische Muster angelehnten Kleidungsstil benannten „Teddy Boys“, die in Notting Hill töteten und randalierten, wurden in Teilen der Presse „in the tropes of racial otherness“ (S. 87) dargestellt. Viele Programme der „integration“ dienten dazu, den Zustand der Zugewanderten zu „heben“, und zwar unabhängig davon, ob sie von weißen Briten oder

von schwarzen Westindern der Mittelschicht wie E. R. Braithwaite ausgingen. Schließlich verbanden sich auch positive Bilder der Zugewanderten aus der Karibik mit stereotypisierenden Annahmen über deren Lebensstil und Charaktereigenschaften. Selbst bei der fiktionalen Beschreibung oder dokumentierten Äußerungen von Ehepaaren mit einem englischen und westindischen Hintergrund spielte die Rassifizierung des jeweils anderen nicht selten eine Rolle.

Rob Waters zieht aus seinen differenzierten Befunden einen weitreichenden Schluss: „I do not believe that the racist/anti-racist, prejudiced/tolerant framework [...] helps us to understand how race worked in the past, nor how it works now“ (S. 239). Ziel einer Studie wie der seinen könne es nicht sein, die Akteure von damals als geheime Rassisten zu enttarnen; das Ziel könne nur darin bestehen, sie zu historisieren. Diese Aufgabe erfüllt das Buch in herausragender Weise.

Habbo Knoch, Im Namen der Würde. Eine deutsche Geschichte. München,
Hanser 2023. 480 S., € 29,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1047

Christian Hillgruber, Bonn

Mit „Im Namen der Würde“ hat Habbo Knoch eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland im Spiegel der Fundamentalgarantie des Art. 1 Abs. 1 des Grundgesetzes vorgelegt.

Man kann diese Geschichte in der Tat als einen nicht linear und widerspruchsfrei verlaufenden und auch mit Rückschlägen behafteten Prozess der allmählichen Entfaltung des Bedeutungspotentials ihres Gründungsversprechens lesen. Schon im Parlamentarischen Rat von Carlo Schmid als „der eigentliche Schlüssel für das Ganze“ des Grundgesetzes charakterisiert, wurde die Garantie der Menschenwürde auch gesellschaftlich zunehmend zum Fluchtpunkt vielfältigster politischer Forderungen nach mehr Freiheit, Gleichheit und Schutz. Die großen, die Geschichte der Bundesrepublik prägenden politischen Auseinandersetzungen lassen sich als Kämpfe um Deutung und Durchsetzung dessen begreifen, was das Grundgesetz in einer „uninterpretierten These“ (Theodor Heuss) als die unantastbare „Würde des Menschen“ bezeichnet hat.

Immer wieder haben sich die verschiedensten Akteure – seit dem Ende der 1960er Jahre vor allem Emanzipationsbewegungen – explizit oder implizit auf sie berufen und die nach der Ausgrenzungs-, Demütigungs- und Vernichtungspolitik der natio-